Zeitschrift: (Der) Schweizer Geograph = (Le) géographe suisse
Band: 16 (1939)
Heft: 5-6

Vereinsnachrichten

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ler Persönlichkeiten, deren Befolgung für den künftigen Lebensweg der Zürcher Geographen entscheidend sein muss. Doch überwog die bald einsetzende Feststimmung den mahnenden Ton, der mit einem fein empfundenen Prolog Hermann Hiltbrunners über Geographie und Poesie sein Ende fand. Zunächst lockerten frische Volkslieder, von Frau Prof. M. Vaterlaus unter Klavierbegleitung ihres Bruders Prof. Hardmeier gesungen, die Gemüter. Dann regten schalkhafte, ausgezeichnet gemimte Vorführungen der Tanzgruppe Bamert die Lust zur Bewegung an, und schon war der Moment gekommen, wo bei den Klängen des Hausorchesters die Gesellschaft sich dem Rhythmus des Tanzes hingab, der erst in den frühen Morgenstunden der angenehmen Müdigkeit wich.

Der spätere Morgen des 27. August sah den wissenschaftlichen Teil der Veranstaltung. Auf dem Programm standen zwei Vorträge, die beide kolonisatorische Fragen zum Thema hatten. Der erste, den der hervorragende Agrargeograph Prof. H. Bernhard hielt, gab einen tiefgründigen Einblick in die Möglichkeiten der Ausnützung des schweizerischen Lebensraums und vermittelte damit ein vorzügliches Bild vom praktischen Wert der geographischen Wissenschaft, der freilich noch kaum auszuschöpfen versucht wurde. Der Vortrag Dr. H. Gutersohns über die Kolonisation Mittelbrasiliens, insbesondere S. Paulos, zeichnete in hübscher Gegenüberstellung ein Neuland, das durch Raubbau alle Zeichen junger Erschliesung trägt, aber doch bereits die Zukunft eines Staates erahnen lässt, der zu den grössten unseres Planeten zählen wird. Der spontane Beifall, der beiden Rednern gespendet wurde, war das beste Zeichen für das Interesse, das sie gefunden hatten.

Bei strahlendem Himmel wurde schliesslich die letzte Etappe des Geburtstagsfestes der Geographischen Gesellschaft in Angriff genommen. Sie führte zu Schiff an die Gestade des Zürichsees, deren landschaftliche Züge Prof. Flückiger in anerkannter Profilierung dem wissens- und schönheitsdurstigen Herzen nahebrachte. Mit ihr ging ein Erlebnis zur Neige, das hoffentlich bei allen Teilnehmern in froher Erinnerung bleiben und Symbol einer guten Zukunft der Jubilaren, wie ihres Landes und Volkes sein wird.

Geographische Gesellschaften.

Kairuan, ein tunesisches Städtebild.

In der Hauptversammlung der Geographischen Gesellschaft Bern verlas der Präsident, Herr Prof. Dr. Fr. Nussbaum, den Jahresbericht. Nach Erledigung des geschäftlichen Teils bot Herr Dr. E. Rohrer (Bern) eine anschauliche Schilderung der tunesischen Stadt Kairuan, der auch heute noch eine hohe Bedeutung als islamitische Pilgerstadt zukommt. Kairuan liegt fast 50 km von der Küste entfernt, auf flachen Schuttkegeln zwischen

den letzten Hügeln des Atlasgebirges und dem Meer. Die Anhöhen der Geländewellen sind heute mit Olivenbäumen bewachsen, während zwei Oueds bei Gewitterregen Schlamm bis nahe an die Stadtmauern führen. Dieser Boden bringt reiche Getreideernten hervor. Bereits im Spätsommer jedoch gleicht die Umgebung Kairuans einer dürren Steppe. Es fallen etwa 30 Zentimeter Niederschläge im Jahr, in nur 45 Regentagen. Im Winter sinkt das Thermometer gelegentlich auf 4 Grad Celsius unter Null, im August kann es bis 49 Grad Celsius ansteigen ; mit 28 Grad Celsius Sommermittel gehört Kairuan zu den heissesten Gebieten Tunesiens.

Eine Süsswasserquelle, Bir-Barauto genannt, gab wohl Anlass zur Wahl des Ortes, welcher als Waffenplatz (das bedeutet die Bezeichnung Kairawan) im Jahre 666 n. Chr. von dem arabischen Eroberer Ogba Ben Nafi gegründet worden ist. Im Mittelpunkt der Stadt wurde die grosse Moschee errichtet, daneben der Regierungspalast und Soldatenbehausungen, alles Lehmziegelbauten ; die ganze Siedlung wurde mit einer hohen Lehmmauer umgeben ; denn Bausteine finden sich erst 30 bis 40 Kilometer entfernt in den tief zerschnittenen, kahlen Bergzügen des Atlasgebirges. Ihre Glanzzeit erlebte die Stadt vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Die Bevölkerung bestand aus Arabern, Syrern, Aegyptern, Persern und Berbern ; später zogen Juden zu, die sich in den Vorstädten niederliessen und sich vor allem am Handel beteiligten. Die prunkliebenden Aghlabiden-Fürsten verliessen die puritanisch konservative Stadt und bauten im Umkreis prächtige Schlösser, wie die Raecada, mit riesigen Gärten. Nach allen Seiten strahlten die Pisten der Handelswege aus ; auf ihnen kamen die Reichtümer des Orients zur Stadt und füllten die Souks, die Verkaufsläden. Emir Ibrahim el Aglab liess die gewaltigen Reservoirbecken vor den Toren bauen, die sich in der Regenzeit füllten. Immer mehr wuchs jedoch die Ueberheblichkeit der Araber gegenüber den Berbern. Der Einfall der räuberischen Hillal-Stämme im 11. Jahrhundert stürzte Kairuan ins Elend. Glanz, Handel und Reichtum gingen an die heutige, günstiger gelegene Hauptstadt Tunis über. Erst Hussein-Bey, der Begründer der gegenwärtigen Dynastie von Tunis, trat seit Ende des 18. Jahrhunderts wieder als Beschützer der Stadt ältester Traditionen auf.

Seit 1882 breitet sich über ganz Tunesien das französische Protektorat aus. Eine kleine europäische Siedlung, die erst nur aus einem Hotel bestand, wurde aussen der Pilgerstadt angeschlossen, eine Wasserleitung aus dem Gebirge hergeführt ; die Küstenstädte von Tunis wurden mit einer Eisenbahn verbunden, und heute führen Autostrassen bis in die Oasen. Durch Oeffnung der Hauptmoscheen wurde freilich der Stolz Kairuans gebrochen ; doch ziehen gerade die alten islamitischen Bauten die Fremden nach dieser Stadt, um die herum die Beduinen in ihren Zelten lagern und in der sie in den Souks Lederarbeiten, Webereien, Matten, Körbe, Töpfereien und Metallarbeiten erhandeln. Kairuan bleibt so ein gewerblicher Mittelpunkt, in dem noch 3000 Webstühle zu finden sind. An ihnen knüpfen die Frauen köstliche, durch rote und blaue Farbmuster bekannte Teppiche, was für die Stadt eine ansehnliche Einnahmequelle bedeutet. W. St.

Drei Jahre unter Kanadischen Eskimos.

Als am Ende der Gletscherzeit das Inland-Eis Nord-Europas zurückzuweichen begann, folgten ihm Renntier und Renntierjäger. Während der Eiszeit war das Renntier über grosse Teile des westlichen Europa verbreitet, der Renntierjäger war der Cromagnon-Mensch der Magdalenien-Periode, dessen Auftreten bekanntlich auch in unserem Lande, so bei Thayngen und im Kesslerjoch (Kanton Schaffhausen) nachgewiesen ist. Um den neuzeitlichen Renntierjäger, seine Lebens- und Denkart und seine Werkzeuge genauer kennen zu lernen, machte der Däne Christian Leden seine Reise zu den Kanadischen Eskimos nach Labrador und an das Nordwestufer der grossen Hudsonbai.

Wie die Eskimos von Grönland, haben auch die Kanadischen Eskimos das Renntier nicht gezähmt. Ihre Schlitten werden von Hunden gezogen und Hunde begleiten sie auf der Jagd. Die Eskimos leben in der Polarzone nördlich der Waldgrenze. Es genügt, wenn zwischen Eis u. Meer ein schmaler Landstreifen freibleibt; da gibt es Wild, da lauern sie dem Seehund auf und erlegen den Eisbären. Im Winter ziehen die Renntiere südwärts in die Waldregion hinein. Da passen ihnen die Eskimos auf, treiben sie wenn möglich in grossen Scharen ins Wasser und erlegen sie mit Pfeil und Bogen. Daher kommt es, dass im Sommer mehr der Seehund ihnen Fleisch und Fell liefert, im Winter mehr das Renn. Deckt aber der Schnee die Landschaft zu und sinkt das Thermometer unter - 10 °, so ziehen sie in Schneehütten u, schlafen und leben von den Vorräten. In den Hütten darf die Temperatur den Schmelzpunkt nicht erreichen, sonst werden die Familienlager und die Kleider nass. Da die Luft hier im hohen Norden bakterienrein ist, kann grosse Kälte ertragen werden. Die Eskimos ziehen selbst in der Schneehütte beim Schlafen ihre Kleider aus und betten sich zwischen Felle, die frei von Ungeziefer sind. Das Fleisch wird roh gegessen, ist deshalb leicht verdaulich und gibt dem Körper die nötige Vitamine. Arterienverkalkung, Gicht und Krebs sind noch unbekannt, dagegen zeigen die nackten Körper da und dort schwere Narben von der Jagd. Im Sommer tragen die Eskimos ihr Hab und Gut auf dem Rücken, auch die kleinen Kinder wandern in dieser Weise mit; im Winter kann die Last auf Schlitten vepackt werden, die länger sind als die der Grönländer. Jeder Schlitten hat sein Hundegespann mit einem Leithund als Führer.

Unter den Waffen und Werkzeugen fallen Speer und Harpune, Pfeil und Bogen auf. Die Sehnen der Bogen werden aus fein gedrehten Rückenmuskeln des Renns hergestellt. Das Schwirrholz ist bekannt ähnlich wie bei den Australnegern. Ein aus archäologischen Funden Europas bekannter « Kommandostab » erwies sich als Riemenglätter bei den Eskimos. Die Moral ist eine sehr hohe, es gibt keinen Streit hier im Norden und den Armen wird geholfen. Eine soziale Gliederung gibt es überhaupt nicht. Nach den Schilderungen Christian Ledens scheint diese mehr eine Erscheinung des späteren Menschen zu sein. Die Kinder spielen eine grosse Rolle und sie werden gut behandelt. Singen und Tanzen zum Tamburen sind allgemein verbreitet, wobei die Eskimos ihre Melodien selbst schaffen und hohe Begabung für Gesang verraten. W. St.

Holland gewinnt Land.

E. W. Gleichsam als Synthese der anlässlich der Exkursionen des Internationalen Geographenkongresses in Amsterdam gesammelten Eindrücke bot Dr. Hans Annnaheim (Basel) am 11. Januar in seinem Vortrag « Holland gewinnt Land » vor der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft ein Bild der niederländischen Wasserbauarbeiten, das aufrichtige Bewunderung für das Volk weckte, welches ein Gutteil seiner Heimat in jahrhundertlangem Ringen buchstäblich aus den Fluten gehoben und zu einem freiheitlichen Land gemacht hat. Vom kanal- und seebeherrschten Landschaftsbild der nordwesteuropäischen Tieflandsflur ausgehend, erörterte Annaheim einleitend deren Bildungsgeschichte, die diejenige eines typischen Lagunengebietes darstellt, das nachträglich durch Landsenkung u. Meereswogen wieder weithin zerrissen wurde. Da diese Zerstörung in die Geschichtsepoche fiel, in welcher der Mensch anfing, sich in diesen Gegenden heimisch zu fühlen, musste ein Kampf zwischen Meer und Siedler um die amphibische Grenzzone entbrennen, der nachmals wohl kaum seinesgleichen in den kriegerischen Auseinandersetzungen der Völker gehabt hat. Für die niederländischen Bewohner bedeutete er die Dekkung und Verteidigung dreier Fronten zugleich, weil sie mit der Abwehr der Meeresbrandung und den Sturmfluten an den Küsten gleichzeitig auch den Wassermengen der Flüsse und der durch sie bedingten Versumpfung Einhalt zu gebieten hatten. Das Grosse an diesem zähen Ringen, das man wohl als siegreich für die Holländer ansprechen darf, war hierbei zweifellos, dass nicht nur eine neue sichere Verteidigungslinie geschaffen, sondern in kühnem Gegenstoss ein schöner Teil des vom Meere entrissenen Landes zurückerobert werden konnte.

Freilich vermochte nicht von Anfang an der Küstenbewohner den Gewalten des Wassers mit eigenem Vorrücken zu antworten. Die ersten Ansiedler mussten sich vielmehr mit dem Bau von Fluchthügeln begnügen, die noch heute bemerkenswerte Elemente der sonst eintönigen Flachlandschaft darstellen. Spätere Generationen verwendeten sodann die natürliche Küstendünenbildung, die nachträglich durch den Bau von Deichen oder Dämmen mit mächtigen Vorwerken ersetzt wurde. Dass auch letztere ursprünglich, zumeist aus Sand und Tonplatten errichtet, nicht gestatten sich in Sicherheit zu wiegen, bezeugen zahlreiche Deichbrüche, die erst in der Gegenwart mit zunehmender wissenschaftlicher Fundierung der Technik wesentlich zurückgetreten sind. Die letztere erlaubte auch, sich in vermehrtem Masse der aufbauenden Arbeit des Meeres selbst zu bedienen, welche im Vorgange der Anschlickung, der Schlammablagerung und Verlandung stiller Buchten beruhend, immerhin schon seit Jahrhunderten benützt wurde. Zusammen mit dem Deichbau wurden so im einzelnen Neuländer gewonnen, die mit Recht das Wort prägen liessen, dass Gott das Meer, der Holländer aber das Küstenland erschaffen habe.

Weitaus übertroffen wurden diese älteren Anstrengungen durch das bekannte Zuiderseewerk, das nichts anderes bedeutet als die Angliederung einer neuen Provinz von der ungefähren Grösse unseres Kantons St. Gallen. Entscheidend gestaltete sich für deren endgültige Annektierung wohl vor allem der Bau des grossen Abschlussdeiches, der die Gezeitenschwankungen, insbesondere aber die Sturmfluten von dem übrig bleibenden Wasserbecken des Jjsselsees abhält, wodurch die

hohen Kosten der Bedeichung der Zuiderseeküste beträchtlich vermindert, die Verlandung des Neulandes gefördert werden. Schon heute bietet so gerade der Wieringer-Polder ein Bild blühender Fruchtbarkeit und ist das gewonnene Gebiet die Hauptgetreidekammer des « Niederlandes » geworden.

Der Kampf gegen die Flüsse bestand zur Hauptsache ebenfalls im Bauen von Deichen, denen noch heute grosse Bedeutung zukommt, obwohl Kanalisation zur Beschleunigung des Wasserabflusses und zur Landverwertung ergänzend hinzutreten mussten. Er wurde zudem notwendig durch die Entsumpfung der hinter Fluss und Dünengürtel lagernden Moore und stagnierender Seen unterstützt. Und schliesslich musste sich der Mensch auch noch gegen sich selber schützen, indem das Torfgraben weite Strecken Landes zusammen mit den natürlichen Kräften des Wassers zu unnützen und gefährlichen Sümpfen werden liess, so dass auch dort grosse Deichwerke nötig wurden.

Unermüdliche Arbeit, die selbst schwerste Rückfälle, wie die der Elisabethflut 1421 u. a. nur immer zu gesteigerten Anstrengungen anspornten, hat so aus der schwer zugänglichen, trügerischen Wasserwildnis eine reiche Kulturlandschaft geschaffen, die heute einen Grossteil der niederländischen Bevölkerung ernährt.

Vom Vesuv zum Aetna.

In der letzten Wintersitzung der Geographischen Gesellschaft Bern sprach Herr Prof. Dr. Fr. Nussbaum über das Thema Vom Vesuv zum Aetna. Eine Stiftung der Berner Universität hatte dem Vortragenden und dem Referenten die Beteiligung an einer dreiwöchigen Autoreise durch ganz Italien bis nach Sizilien ermöglicht.

Der Vesuv, der meistbeschriebene aller Vulkane der Erde, galt im Altertum als ungefährlich. Der im Jahre 79 n. Chr. erfolgte gewaltige Ausbruch ist bekanntlich vom jüngeren Plinius in zwei Briefen an Tacitus beschrieben worden. Wie der Vesuv vor dem Ausbruch aussah, wissen wir nicht bestimmt. Wahrscheinlich aber bestand schon damals ein alter Riesenkrater, von dessen Umrahmung heute nur ein Teil, der Monte Somma, erhalten ist. Somma und Zentralkegel geben aber dem Berg seine bezeichnende Gestalt. Beim Ausbruch von 79 n. Chr. wurde Pompeji unter dem Aschenregen begraben und ebenso Herculanum zerstört. Weitere bedeutendere Ausbrüche sind erwähnt von 472 und 512. 1036 erreichte ein Lavastrom das Meer und 1631 ergoss sich feurige Lava vor allem zwischen Torre dAnnunziata und Portici bis an die Küste. Wahrscheinlich war der Vulkan durch diese ganze historische Zeit immer periodisch etwas tätig. Seit 1744 werden diese Tätigkeitsperioden in einzelne Jahresgruppen zusammengefasst. Bemerkenswerte Eruptionen fanden 1822 und 1874 statt. Der Ausbruch von 1906 zerstörte einen Teil des zentralen Kraters ; es bildeten sich in ihm neue kleine Kegel, die bald von mächtigen Lavamassen überdeckt wurden. Seit 1938 strömen aus zwei solchen Kegelchen ständig Dampf und zeitweise auch Lava aus. Von solchen rezenten Lavaströmen konnten vortreffliche Bilder gezeigt werden.

Der Aetna bietet einen vollständig andern Anblick. Seine Gehänge sind mit etwa 200 kleinen Seitenkratern und vielen Lavaströmen

bedeckt. Aus der Ferne gesehen, erhebt sich dieser höchste Berg Italiens, einem breiten schneegekrönten Gebirge ähnlich vom Meer bis zu 3300 Meter. Die Entstehung fällt zur Hauptsache in die Quartärzeit. Je mehr wir uns dem Berge nähern, desto flacher erscheinen gerade die untersten Teile, die dicht mit Kulturen bedeckt sind ; freilich sind diese auch hier oft von gewaltigen Lavaströmen unterbrochen, die mehr einer schwarzen Steinwüste ähnlich, bar von Vegetation sind ; denn bei dem trockenen Mittelmeerklima benötigt das zähe Lavagestein gegen 400 Jahre, um eine Bodenkrume zu bilden. Vom Aetna sind Ausbrüche seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert bis zur Gegenwart bekannt, wobei der Berg bald da, bald dort einen Riss erlitt, um der glutflüssigen Lava den Austritt zu geben.

In prägnanten Bildern konnten sowohl Seitenkegel wie der Hauptgipfel mit seinen aschenbedeckten Gehängen gezeigt werden, aus dem heute nur Gase und Dämpfe ausströmen. Ein Blick in diesen gewaltigen Krater bleibt ein unvergessliches Erlebnis. Der unterste Teil der Aetnagehänge bildet die Zona cultivata. Hier liegt am untern Rand zahlreicher Orangenkulturen Paterno und hier breiten sich vor allem auch mit Opuntien reich bestandene Obst- und Weingärten aus. In einer höheren Zone nehmen Wald und Gebüsch den grössten Raum ein, während in der obersten Zone, der Terra deserta, eine trostlose Steinwüste herrscht, ohne fliessendes Wasser. Nördlich Sizilien liegen die Liparischen Inseln, die dritte Stelle, an der auf italienischem Boden heute noch eine vulkanische Tätigkeit zu beobachten ist. Namentlich ist sie zur Zeit besonders am Stromboli noch vorhanden. W. St.

Erwiderung.

In Heft 1 des « Schweizer Geograph » 1939 findet Dr. H. Gutersohn nötig, « gewisse eigenartige Bemerkungen » meines Aufsatzes « Schweizer Geographie » zurückzuweisen. So sehr ich selbst schärfste Beurteilung begrüsse, wenn sie stichhaltig und von kompetenter Seite erfolgt, so wenig scheinen mir diese Erfordernisse in Dr. Gs. Sätzen vorzuliegen. Da sie zudem einen Leserkreis erreichten, dem mein Aufsatz grossteils unbekannt ist, erwidere ich folgendes :

Zunächst finde ich die Anspielung auf meine « eigenartigen Bemerkungen » s e h r eigenartig. Seltsamer noch scheint mir, dass keine einzige derselben vollständig und richtig zitiert, vor allem aber nicht widerlegt, sondern nur « zurückgewiesen » wird. Von einer « nur sachlichen Kritik » wie sie Dr. G. selbst fordert, hätte indes wohl verlangt werden dürfen, dass sie die zu kritisierenden Ausdrücke nicht entstellt und sie auch mit triftigen Gründen widerlegt. So steht z. B. nirgends, Privatdozenten müssten sich « i n e r s t e r L i n i e » durch länderkundliche Arbeiten ausweisen. Nun aber möchte ich wirklich wünschen, dass länderkundliche Originalstudien zur Voraussetzung für Habilitationen in Geographie gemacht werden. Denn da diese mit Länderkunde identisch ist, wäre es doch befremdend, wenn sich Anwärter auf ihre Vertretung an Hochschulen nicht damit speziell zu befassen hätten. Dass übrigens länderkundliche Studien schwieriger, weil komplexer sind als allgemeingeographische, ist keine « B e h a u p t u n g »